wurde. Auch mancher andere Dichter wurde durch Fürstengunst dem Elende entrissen, so Salejus, dem Vespasian ein Geldgeschenk von 500,000 Sesterzen oder 99,400 Fr. überwies.

Kein Wunder, daß solche Beispiele reizten! Wenn daher Persius spottet: der Bauch und die Hoffnung auf das trügerische Geld treibe die Dichter zur Productivität, so ist allerdings damit nicht sowohl die kärgliche Lockspeise der Buchhändler angedeutet, als die Treibjagd auf hohe Gönnerschaften, die auch Juvenal mehrfach geißelt. Aber nicht Jedem gelang es, einen Mäcen zu finden; man klagte, die Mäcene, die Cotta und die Lentulus wären ausgestorben. Serran blieb arm, ebenso Statius, der Dichter der Thebais, ungeachtet des ungeheuren Zudranges zu seinen öffentlichen Vorlesungen. Da war es denn an der Tagesordnung, daß Dichter ihr Hab und Gut, Mantel und Geschirr versetzten; kein Wunder, wenn Juvenal ihnen räth, sie sollten die Poesie an den Nagel hängen und lieber Bader oder Stadtausrufer und Auctionator werden. Es gab indessen auch solche, die, wie eben Persius und Juvenal selbst, von Fürstengunst nichts wissen wollten und um Gönnerschaften sich nicht kümmerten. Um alles Gold der Welt mochte der Letztere nicht, gleichwie Martial, in schlaflosen Nächten dichtend nach ausgesetzten Belohnungen haschen, stets bangend und mit Mißtrauen von dem hohen Gönner überwacht. Und freilich war besser daran, wer solche Hilfsquellen sich nicht zu erschließen brauchte, wer, wie Jene, nicht mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte; am besten, wer reich war wie Lucan.

Natürlich gab es nicht bloß hungernde Dichter. In Rom zumal wimmelte es auch von Gelehrten, von Historikern, Grammatikern und Rhetoren, von Rednern, Juristen und Advocaten; und diesen Allen erging es eben nicht besser. Namentlich, sagt Juvenal, sei die Arbeit der Historiker, trotz des maßlosen Aufwandes an Mühe, Zeit und Oel, ebenso wenig einträglich; Niemand zahle ihnen nur soviel, als man dem Actenleser zahle. Also dem Anschein nach doch etwas, und dieses Etwas könnte wohl ein karges Honorar der Verleger gewesen sein, ein so karges, wie es heute gemeinhin die Verfasser historischer Werke beziehen.

Minder kärglich, scheint es, verfuhr man in der Gewährung von Freiexemplaren. Martial bekam deren stets eine Partie zur Verfügung; daher wir ihn immer etliche als Geschenk an Verwandte, Freunde und Gönner vertheilen sehen. Aber je mehr er hatte, desto zahlreicher erhoben sich die Ansprüche darauf; jeglicher Bekannte wollte ein Exemplar geschenkt erhalten, um sein Geld zu sparen. Soweit reichten jedoch die Vorräthe nicht, und Martial schlägt deshalb eine Menge derartiger Forderungen rund ab; oft in sehr ergötzlicher Weise, indem er den Begehrlichen an die zunächst gelegene Buchhandlung verweist. Mancher ging auch wohl den Verfasser um ein Geschenkexemplar an, um es nachher selbst wieder zu verkaufen. Da ihm nun überdies seine Gedichte weder von Seiten der Verleger, noch von Seiten der Gönner viel einbrachten, so erklärt sich seine spöttische Klage: Jeder möchte dieselben immer nur umsonst haben, Niemand etwas dafür zahlen, d. h. weder der Leser den geringen Ladenpreis, noch der Verleger ein anständiges Honorar, noch der Gönner ein baares Gegengeschenk; und er würde sich besser stehen, wenn er Advocatengeschäfte triebe, wenn er seine Worte nicht Jenen, nicht dem literarischen Publicum, sondern den Angeklagten feilböte.

Sahen wir, daß die Billigkeit der Bücherpreise zunächst eine Folge der ungemeinen Entwicklung des Vervielfältigungsprozesses und allerdings um so leichter durchführbar war, als die Autoren nur in selteneren Fällen und auch dann nur meist ein geringes Honorar empfangen mochten, so wurde nun anderseits wiederum diese Billigkeit eine Ursache der weitesten Verbreitung der literarischen Erscheinungen und somit auch ihrerseits ein wesentlicher Hebel des literarischen Verkehrs überhaupt. Nur so wird es erklärlich, daß dieser Verkehr selbst in die untern Schichten der Gesellschaft eindringen konnte, daß selbst der gemeine Mann daran Antheil nahm. Denn Horaz sagt, was im Buchhandel erscheine, komme auch in die Hände des Pöbels. Der Gedanke an diese unsaubere Berührung drückte so schwer auf die zarten Nerven des aristokratischen Dichtergeistes, daß er sich fast verschwor, sich nie durch Herausgabe seiner Gedichte gemein zu machen. Zum Glück für seine heutigen Verehrer besann er sich bald eines Besseren, oder die Gebrüder Sosius machten ein Mittel ausfindig, seine schwachen Nerven zu stärken.

Zwei Momente sind es noch insbesondere, welche dem buchhändlerischen Vertriebe einen so großen Aufschwung gaben; einmal die großartige Lesesucht und die Schöngeisterei des römischen Publicums, dann der wirkliche Bedarf der Schule und des Hauses.

Die Lesesucht warf sich vorzugsweise auf die belletristische und publicistische Literatur, mit der eben deshalb das Publicum überschüttet ward. Zuweilen geschah es aber auch, daß eine Erscheinung auf wissenschaftlichem Gebiete, namentlich auf dem der Geschichte und der praktischen Philosophie, ein besonderes Aufsehen erregte, oder daß aus dem Schoße der Belletristik selbst mahnende Stimmen sich erhoben, welche in anziehender und fesselnder Weise auf die Nothwendigkeit einer ernsten, die Erkenntniß bereichernden Lectüre hinwiesen; und dann warf man sich plötzlich mit einem Eifer, der an Manie grenzte, auf die durch sich selbst oder durch Andere empfohlenen Disciplinen. Nie wurde z. B. die naturwissenschaftliche Literatur mit größerer Begier aufgesucht und verschlungen, als nachdem Lucrez durch sein Gedicht über die Natur der Dinge, das wie ein glänzendes Meteor Aller Augen auf sich zog, die höchsten Fragen des Lebens in den weitesten Kreisen der Gesellschaft angeregt und die Erforschung der Natur als die Quelle der tiefsten Erkenntniß bezeichnet hatte. Solche Anstrengungen des großen Publicums glichen indessen meist einem rasch verlodernden Feuer. Gemächlicher dünkte dem abgespannten, entkräfteten Geschlecht immerdar die tändelnde Weise der Poesie. Sie bildete die eigentliche Unterhaltungslectüre. Traf man den Römer oder die Römerin behaglich auf das Ruhebett hingestreckt, ein aufgerolltes Buch in der Hand oder der Stimme des Vorlesers oder der Vorleserin zu ihren Füßen lauschend, fast immer war es ein Erzeugniß der lyrischen oder der dramatischen Muse, der epischen oder der didaktischen Poesie, welchem das Auge oder das Ohr mit lüsterner oder gesättigter und entschlummernder Aufmerksamkeit sich zuwandte. Die Frivolität des Hofes begünstigte besonders die obscöne Literatur, und das große Publicum kehrte ihr um so weniger den Rücken. Auch Martial verdankte seinen unermeßlichen Leserkreis nicht sowohl dem ernsten, als dem lasciven Bestandtheil seiner Gedichte. Und diese Masse des lesenden Publicums, zumal des ästhetischen, — wer bildete sie? aus welchen Ständen und Altersstufen war sie zusammengesetzt? Wir müssen sagen: aus allen. Der Gelehrte wie der Laie, der Provinziale wie der Römer gehörte ihr an, der Knabe so gut wie die Jungfrau, der Greis wie die Matrone, der Jüngling wie der Mann.

Nicht wenig förderlich war zumal für den Buchhandel die Schöngeisterei der römischen Damen, die, wie man uns erzählt, allzugelehrt und allzuberedt erscheinen wollten, die ohne Unterlaß mit Lectüre, und namentlich eben mit ästhetischer, sich beschäftigten, bald für diesen, bald für jenen Dichter schwärmten, in Ge-